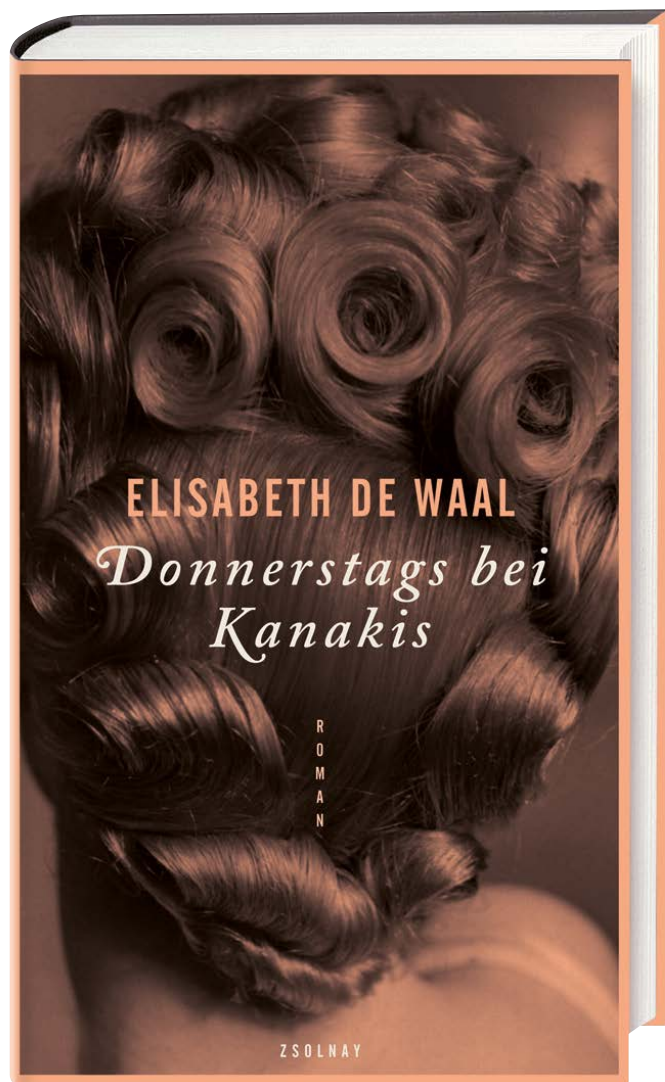


Leseprobe aus:

Elisabeth de Waal
Donnerstag bei Kanakis



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2014





Elisabeth de Waal

Donnerstags bei Kanakis

Roman

Aus dem Englischen
von Brigitte Hilzensauer

Mit einem Vorwort von
Edmund de Waal
und einem Nachwort
von Sigrid Löffler

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2013
unter dem Titel *The Exiles Return* im Verlag
Persephone Books, London.

I 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-552-05672-5

© The Estate of Elisabeth de Waal 2013

Preface © Edmund de Waal 2013

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2014

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C006701

Vorwort

Ich habe diesen Roman meiner Großmutter Elisabeth wieder und wieder gelesen. Mein Vater hatte mir das mit etlichen Tippex-Korrekturen versehene vergilbte Typoskript übergeben, zusammen mit einem Bündel von Elisabeths Zeugnissen aus dem Wiener Schottengymnasium und einem braunen Umschlag mit Seminararbeiten über Ökonomie aus ihrer Studienzeit an der Universität. Dabei waren auch ein paar geistreich funkelnde Seiten aus einer Autobiografie, die ihre Kindheit um die Jahrhundertwende im Palais Ephrussi an der Ringstraße schilderten – die Kutschpferde, die endlosen Nachmittagstees mit Großtanten –, und ein Häufchen Briefe, die sie mit einem Lieblingsonkel gewechselt hatte. Sonst jedoch gab es sehr wenig. Mein Vater hatte in dem Schwellenmoment, als er mir die Mappen gab, gescherzt, ich sei nun der Hüter des Archivs. In den vielen, vielen Monaten, die ich danach in Archiven und Bibliotheken verbrachte, als ich auf der Suche nach der für mich so zwingend gewordenen Familiengeschichte durch die Straßen von Wien, Paris und Odessa streifte, wurde mir klar, dass diese archivalische Kargheit vollkommen sinnvoll war. Meine Großmutter hatte ihr Leben im Transit zwischen Staaten verbracht; sie behielt nur die Dinge, die ihr wichtig waren. Und diese Blätter waren es.

Der unbenannte Roman, der nun den Titel »Donnerstags bei Kanakis« trägt, wurde zu ihren Lebzeiten nicht veröffentlicht. Wenn ich mich mit ihr über die Bedeutung des Schreibens unterhielt, verriet sie nie, was es für sie bedeu-

tete; erst vor kurzem fand ich diese einzelne, außergewöhnliche Seite:

»Warum bemühe ich mich so sehr, strenge meine Ausdauer und Energie so sehr an, um dieses Buch zu schreiben, das niemand lesen wird? Warum muss ich schreiben? Weil ich immer geschrieben habe, mein ganzes Leben lang, weil ich es immer im Sinn hatte, und immer habe ich unterwegs gezögert und kaum je ist es mir gelungen, publiziert zu werden ... Was fehlt? Ich habe ein Gefühl für Sprache ... Aber ich glaube, ich schreibe in einer vergeistigten Atmosphäre, mir fehlt die Menschennähe, es ist alles zu fein destilliert. Ich handle mit Essenzen, deren Geschmack zu subtil ist, um auf der Zunge wahrgenommen zu werden. Es ist die Quintessenz von Erfahrungen, es sind nicht die Erfahrungen selbst ... ich destilliere zu sehr.«

Das ist Elisabeths Stimme, streng und selbstkritisch, unfähig zum Selbstmitleid; aber man spürt auch ihr tief empfundenen Bedürfnis zu schreiben. Sie behielt es für sich, während sie eine Enttäuschung nach der anderen erlebte, als die Manuskripte ihrer Romane (fünf insgesamt, drei auf Englisch und zwei auf Deutsch) abgelehnt wurden. Was sie zu verfassen vorhatte, waren Ideenromane; in ihrem Schreiben versuchte sie eine Balance zwischen einer bestrickenden Kombination aus intellektuellen und emotionalen Einflüssen, der diamantharten Exaktheit ihres akademischen Daseins und dem lyrischen Imperativ ihrer Existenz als Lyrik- und Prosaautorin. In »Donnerstags bei Kanakis« setzen die beiden Hauptpersonen, Resi, das junge, schöne Mädchen, und Professor Adler, der exilierte Wissenschaftler, diese bei-

den Teile ihres Lebens in Szene. Und es war ein Leben von großer Dramatik.

Elisabeth de Waal war Wienerin, und dies ist ein Roman über das Wienersein. Als solcher ist es ein Roman über Exil und Rückkehr, über die widerstreitenden Kräfte von Liebe, Zorn und Verzweiflung angesichts eines Ortes, der zur eigenen Identität gehört, der einen aber auch abgewiesen hat. Dieser zu Lebzeiten meiner Großmutter nie veröffentlichte Roman ist sich solcher Komplexität bewusst und fungiert, indem er diese Emotionen auslotet, in Teilen als Autobiografie.

Sie wurde 1899 als Elisabeth von Ephrussi in eine jüdische Familiendynastie hineingeboren, die sich dreißig Jahre zuvor Wien zur Heimat erwählt hatte. Es war ein außergewöhnlicher Geschichtsmoment an einem außergewöhnlichen Ort. Ihr Heim war das Palais Ephrussi, ein riesiges, karyatidengeschmücktes Stück Neoklassik an der erst kürzlich angelegten Ringstraße, jenem Bogen aus öffentlichen Gebäuden und imperialen Monumenten, der errichtet wurde, um den Ruhm des Habsburgerreiches zu spiegeln. Das marmor- und goldstrotzende Gebäude war eine von einer unendlich reichen und aufstiegsorientierten Familie von Geldleuten errichtete Visitenkarte, eine von vielen an jener Straße, die man in der Stadt spöttisch Zionstraße nannte: die Straße der Juden. Elisabeths Mutter, eine schöne jüdische Baronesse, war im wenige hundert Meter entfernten Palais Schey geboren worden. Cousins und Cousinen lebten nebenan. Es war eine sichere – wenn auch vielschichtige – Welt, um hineingeboren zu werden.

Diese fragile Kombination aus Geld und Status, die Frage, wo man herkam und wo man hingehörte, war Teil der

Verfasstheit Wiens. In der Hauptstadt der Monarchie wimmelte es auf den Straßen von allen Nationalitäten und ethnischen Gruppen. Von ihrem Schlafzimmerfenster aus, man sah von dort über die Äste der Ulmen hinüber zur Universität, konnte Elisabeth die aus einer breiten Schneise des europäischen Kontinents stammenden kaiserlichen Regimenter vorbeimarschieren sehen und hören. So grübelt einer der Protagonisten ihres Romans, Professor Adler, in den schlaflosen Stunden vor seiner Rückkehr: »... aus allen Himmelsrichtungen waren sie gekommen, um ihr Glück zu suchen – Tschechen, Polen und Kroaten, Magyaren und Italiener, und natürlich Juden, um diese deutsche Stadt zu durchmischen, zu nähren und zu bereichern, die durch sie einzigartig und wahrhaft imperial wurde.« Elisabeths Erinnerungen handelten von einer polyglotten Erziehung in einer polyglotten Stadt. Und ihr Schreiben war aus einer intuitiven Ungezwungenheit in verschiedenen Sprachen geboren. Sie konnte wählen, in welcher Sprache sie schreiben oder in welcher sie lesen wollte:

»Ich wurde in Wien geboren und lebte dort, also war Deutsch die Sprache, die mich umgab, das österreichische Deutsch mit seinen weichen und manchmal rauen Vokalen und abgemilderten Konsonanten, eine Sprache, die derb sein konnte, wenn auch niemals schneidend, jedenfalls die Bildungssprache. Für mich als Heranwachsende war es die Sprache von Goethe und Schiller, später von Rilke und Thomas Mann, Kant und Schopenhauer, und die Sprache, in der Reinhardts Stücke aufgeführt wurden. Aber es war nicht die Sprache meiner kleinen, unmittelbaren und intimen Welt als Kind. Das war Englisch.«

Elisabeths Kindheit in diesem außerordentlich privilegierten Haushalt, umringt von Dienerschaft, war auch eine von schrecklicher gesellschaftlicher Konventionalität. Ihre Eltern – ein gelehrter Vater mit einer wunderbaren Bibliothek, eine Salonlöwin als Mutter mit einem unvergleichlichen Boudoir – stritten sich heftig wegen ihrer Erziehung. Elisabeth setzte sich durch und erhielt die Erlaubnis, bei Lehrern aus dem Schottengymnasium, der angesehenen Knabenschule gegenüber dem Haus der Familie, Unterricht zu nehmen. Gegen Ende des Ersten Weltkriegs, die Monarchie zerfiel in Unruhen und Fahnenflucht, legte Elisabeth die Matura ab. In ihrem Zeugnis findet sich eine lange Reihe von »Sehr gut«. Das ermöglichte es ihr, an die Universität zu gehen, um Philosophie, Jus und Wirtschaft zu studieren. In einer Hinsicht war das eine sehr jüdische Wahl: In allen drei Fächern waren Juden an den Fakultäten stark vertreten. Doch es war auch eine zutiefst persönliche Entscheidung. Sie liebte die Art, wie Ideen wirken, und durch dieses rigide akademische Training fühlte sich Elisabeth im philosophischen Diskurs vollkommen zuhause. In ihrer lebenslangen Korrespondenz mit dem herausragenden Wiener Politikwissenschaftler Ludwig von Mises und dem politischen Philosophen Eric Voegelin ist das zu erkennen.

Aber Elisabeth hatte noch eine weitere Schreibexistenz: Sie war Dichterin. Wie viele ihrer Generation war sie hingerissen von der lyrischen Poesie Rilkes, des großen und radikalen Dichters jener Tage. In seiner Poesie verband Rilke Direktheit des Ausdrucks mit einer intensiven Sinnlichkeit. Seine Gedichte sind voller Epiphanien, Momenten, in denen die Dinge zum Leben erwachen. Elisabeth lernte sein Werk durch einen Onkel kennen und begann einen für sie

äußerst bedeutsamen Briefwechsel; sie schickte Gedichte, um sie von Rilke beurteilen zu lassen, und erhielt lange und eingehende Antworten, oft zusammen mit Abschriften der Gedichte, an denen er gerade arbeitete. Sieht man sich die gesammelten Briefe Rilkes an, dann merkt man, dass viele seiner Briefpartner und -partnerinnen jung, poetisch angehaucht und adelig waren; Elisabeth war eine von vielen. Aber das Bündel Briefe, das sie auf all ihren lebenslangen Reisen von Wien nach Paris, in die Schweiz und dann in ihr neues Leben in England mitnahm, hatte für sie eine tiefe symbolische Bedeutung. Es war eine Sanktionierung eines Schriftstellers für sie als Schriftstellerin.

Elisabeths Sprachkenntnisse gaben ihr in literarischen Dingen eine atemberaubende Spannweite. Nachdem sie meinen Großvater Hendrick de Waal kennengelernt und geheiratet hatte, lernte sie Holländisch; in dieser Sprache verfassten sie füreinander Gedichte. Als sie in den 1930er Jahren in Paris lebte, schrieb sie für den *Figaro*. Und in den 1950er Jahren schrieb sie für das *Times Literary Supplement* Kritiken über französische Romane. Ihre ersten beiden Romane wurden auf Deutsch verfasst, die letzten drei auf Englisch. Kein Wunder, dass ich ihre Bücherregale so verwirrend fand. Wenn ich, damals Student der englischen Literatur, sie besuchte, schweifte die Unterhaltung quer über die Genres und Länder – eine hingeworfene Bemerkung über Goethe beschwor die Schlusszene aus »Faust« herauf, die sie achtzig Jahre zuvor gelernt hatte. Wir sprachen über Rilke und Hugo von Hofmannsthal. Dann über Joyce – und sie holte ihre Ausgabe des »Ulysses« mit dem schimmernden azurblauen Papiereinband hervor, die sie bei Shakespeare and Company gekauft hatte. Ab Seite 563 war sie unaufgeschnit-

ten. Und Proust. Sie las Proust wieder und wieder. Als ich das einzelne Blatt fand, auf dem sie ihre »Quintessenz an Erfahrungen« niedergelegt hatte, hatte ich das Gefühl, das sei jemand, der Proust beschreibe.

»Donnerstags bei Kanakis« ist zutiefst autobiografisch. In der Figur der Resi, des schönen Mädchens, das sich im gesellschaftlichen Milieu verloren fühlt, ist der Schimmer einer Projektion erkennbar. Und in Professor Adler, dem Wissenschaftler, dessen Bedürfnis, nach Wien zurückzukehren, im Zentrum des Buches steht, und der abwägen muss, wo sein Platz sein soll unter denen, die geblieben sind. Ich denke, es gibt ein starkes Gefühl einer alternativ gelebten Existenz. Auch in der Begegnung zwischen der Figur des Kanakis und einem Makler, den er wegen eines Immobilienkaufs konsultiert, sind fesselnde Bruchstücke von Elisabeths Erfahrungen festgehalten. In dieser Passage kann man die Erinnerung an ihre Begegnungen mit österreichischen Anwälten vernehmen, als sie versuchte, die nach dem »Anschluss« 1938 geraubten Kunstschatze und das Eigentum der Familie aufzuspüren und zurückerstattet zu bekommen. Und man fühlt die leichten ängstlichen Schauer des Maklers, als er nach zwei jüngst erworbenen Gemälden gefragt wird, die an der Wand seines Büros hängen:

»Ich dachte bloß, sie passten zur Einrichtung, gäben dem Raum ein gewisses Flair, im Rahmen dessen, was ich mir leisten konnte. Sie haben eigentlich einem Herrn gehört, der sicher mit Ihrer Familie bekannt war, Baron E. Möglicherweise haben Sie sie in seinem Haus gesehen. Baron E. ist leider im Ausland gestorben, in England, glaube ich. Nachdem sie das, was von seinem Besitz noch vorhanden war, aus-

findig gemacht hatten, haben seine Erben das alles versteigern lassen, dieses altmodische Zeug können sie in ihren modernen Wohnungen nicht brauchen, nehme ich an. Ich habe die Bilder im Auktionshaus erworben, ebenso wie die meisten Sachen, die Sie in diesem Raum sehen. Alles ganz offen, offiziell und legal, sehen Sie.«

Aber vor allem geht es in dem Buch um das Herzerbrechende der Rückkehr:

»Endlich war er da, am Ring: das massig aufragende Naturhistorische Museum zu seiner Rechten, die Rampe des Parlaments zur Linken, dahinter der Rathausturm, vor ihm der Zaun des Volksgartens und das Burgtor. Hier war er, und alles war noch da; obwohl die einst baumbestandenen Spazierwege entlang der Straße kahl, baumlos waren, nur ein paar nackte Stämme standen noch. Sonst war alles vorhanden. Und plötzlich sprang die Verzerrung der Zeit, die ihn vor Illusionen und Trugbildern schwindeln gemacht hatte, ins Scharfe, und er war real, alles war real, unumstößliche Tatsache. Er war hier. Nur die Bäume waren nicht da, und dieses vergleichsweise banale Zeichen der Zerstörung, auf das er nicht vorbereitet gewesen war, ließ ihn unverhältnismäßig traurig werden. Rasch überquerte er die Straße, trat durch das Parktor, setzte sich auf eine Bank an einem verlassenem Weg und weinte.«

»Donnerstags bei Kanakis« ist ein Roman von großer Anschaulichkeit und tiefer Zärtlichkeit; in seinem Kern beschreibt er, was es bedeuten könnte, aus dem Exil zurückzukehren. Auf seinen Seiten spiegelt sich das Bild einer

wahrhaft ambitionierten Schriftstellerin und einer Frau von beträchtlichem Mut. Nur Wochen nach dem »Anschluss« 1938 kehrte Elisabeth nach Wien zurück, um ihren Eltern im Augenblick der größten Not beizustehen. Es gelang ihr, ihren Vater 1939 nach England zu holen. Unmittelbar nach dem Krieg kehrte sie dann zurück, um herauszufinden, was mit ihrer Familie geschehen war. Ein Jahrzehnt lang kämpfte sie, um für das Unrecht, das geschehen war, Genugtuung zu erlangen, gegen die Uneinsichtigkeit, Gegnerschaft und Abschätzigkeit der Wiener Behörden. Doch sie tat das, ohne ihre Fähigkeit zu verlieren, ganz in der Gegenwart zu leben und von der Erfahrung, ein Flüchtling gewesen zu sein, nicht in Geiselhaft genommen zu werden.

»Donnerstags bei Kanakis« wurde schließlich in jener Woche in London veröffentlicht, in der der 75. Jahrestag des »Anschlusses« begangen wurde, des verheerenden, erschütternden Ereignisses, als Österreich Hitler ohne Widerstand in Wien einmarschieren ließ. Unverkennbar, wie schmerzlich dieser Jahrestag ist, sind doch nur mehr so wenige Menschen am Leben, die diese Ereignisse miterlebt haben. Aber es war eine außergewöhnliche Erfahrung, im Österreichischen Kulturinstitut in London neben diesem Buch zu stehen und darüber zu sprechen, in Anwesenheit ihrer beiden Söhne, ihrer Enkel und Urenkel. Und es war kein melancholischer Anlass. Es war eine kraftvolle Bestätigung, wie Geschichten überleben und ihr Publikum finden können. Am Tag darauf war ich in Wien, um im Palais Epstein einen Vortrag über die Bedeutung von Erinnerung zu halten. In einem Innenhof, der dem von Elisabeths ehemaligem Elternhaus glich, stellte ich Überlegungen darüber an, dass Exil nicht nur mit Menschen zu tun hat, sondern auch mit Geschich-

ten, und dass es bei der Restitution gestohlenen Vermögens, mit der sich Österreich nun langsam auseinandersetzt, noch mindestens eine weitere Dimension gibt: die Geschichten der enteigneten Wiener Familien, die nun aus dem Exil zurückkehren. Dieser Roman ist ein Teil davon.

Edmund de Waal, 2013

Teil 1

Vorspiel

MITTE DER FÜNFZIGER JAHRE, kurze Zeit vor dem Abschluss des so genannten Staatsvertrags, der zum Abzug der alliierten Besatzungskräfte führte und endlich Österreichs Unabhängigkeit wiederherstellte, erschien in den Lokalnachrichten der Zeitungen eine kurze Meldung. Sie berichtete von einem tödlichen Unglücksfall, der sich im Landhaus eines amerikanischen Millionärs zugetragen hatte. Eine junge Amerikanerin aus guter Gesellschaft, zu Besuch bei ihren österreichischen Verwandten, war an Schusswunden gestorben, nachdem sie unvorsichtig mit einem Gewehr hantiert hatte. Das Gewehr war losgegangen und hatte sie getötet. Bei dem unglückseligen Zwischenfall hatte es einen Augenzeugen gegeben, einen einzigen, den Jesuitenpater Ignatius Jahoda; er konnte bezeugen, dass niemand anderer in die Schießerei verwickelt gewesen war, es habe sich um einen Unfall gehandelt. Da sich das alles in der amerikanischen Besatzungszone zugetragen hatte, in einem Haus, das einem amerikanischen Staatsbürger gehörte, da das Opfer ebenfalls Amerikanerin und kein Österreicher involviert gewesen war, hatten alle beteiligten Behörden es für klug gehalten, den Vorfall, vielleicht etwas ordnungswidrig, auf einer quasi extraterritorialen Basis zu behandeln, um in dieser letzten Phase der Besatzung die österreichisch-amerikanischen Beziehungen nicht zu belasten. Und so wurde die Sache offiziell als erledigt betrachtet.

Das hielt die Klatschzeitungen nicht davon ab, ihre jungen Reporter in diese Gegend, das oberösterreichische Inn-

viertel, zu schicken, um alles über die begleitenden Umstände herauszufinden, was ihnen möglich war, gab doch die bloße Erwähnung eines Millionärs und einer »jungen Dame aus der guten Gesellschaft« dem Vorfall einen prickelnden Beigeschmack, den der Großteil der mehr am »menschlichen Aspekt« als an den damit verbundenen juristischen Spitzfindigkeiten interessierten Leser goutieren würde. Millionäre sind glamourös, man findet sie immer spannend, als werfe der bloße Umstand, etwas über sie zu lesen, einen goldenen Schimmer über die eintönige Mittelmäßigkeit in den Lebensumständen der Leser, besonders dann, wenn eine Prise heimlicher Befriedigung dabei ist, falls ihnen etwas Unangenehmes oder Skandalöses zustößt. Und »junge Dame aus der guten Gesellschaft« hat einen dementsprechenden Beiklang. Neidvoll saugen Stenotypistinnen und junge Verkäuferinnen die Aura teurer Kleider, langer, manikürter Fingernägel und vollkommener Freiheit von Alltagstrott, überfüllten Straßenbahnen und billigem Essen auf; dass sie an einer Schusswunde sterben, wird ihnen allerdings wahrscheinlich ebenso wenig zustoßen.

Was die jungen Reporter herausfanden, war der Name des Hausbesitzers, eines Herrn Kanakis, und der des Opfers, Miss Larsen; außerdem, dass sich zu der betreffenden Zeit einige junge Männer im Haus aufgehalten hatten und ein weiterer junger Mann, kein Hausgast, am frühen Morgen im Park gesehen worden war; sie konnten ihn allerdings nicht aufspüren. Er hatte wahrscheinlich ohnehin nichts mit der Affäre zu tun. Aber sie entdeckten, dass das Mädchen angeblich mit Herrn Kanakis verlobt gewesen war. Die Namen, beide fremdländisch, sagten der Wiener Öffentlichkeit wenig, mit Ausnahme eines älteren Taxifahrers, der seinen

üblichen Standplatz neben der Oper hatte. Nachdem er eine Zeitlang über der Information gebrütet hatte, wandte er sich an seinen jungen Nachbarn und meinte: »Kanakis? Natürlich weiß ich, wer das ist. Das muss der Sohn – nein, der Enkel von dem Kanakis sein, bei dem mein Vater Kutscher war. Da drüben haben sie gewohnt, in dem Haus am Ring, gegenüber dem Hotel Bristol. Sie hatten eine riesige Wohnung, den ganzen ersten Stock, hat mein Vater gesagt. Griechen waren das, sehr reich. Ihre Pferde und Kutschen sind im Hof gestanden. Ich erinnere mich, dass ich als kleiner Bub mit Großvater auf dem Kutschbock gesessen bin, wenn die Pferde ausgeführt wurden, während die Familie verreist war. Das war viel aufregender als das Ding da.« Er machte eine Kopfbewegung zum Taxi hin. »Kanakis, natürlich, Kanakis, ich weiß, wer das ist.«

Sein junger Kollege war nur flüchtig an seinen Reminiszenzen interessiert. »Er scheint sich jedenfalls ordentlich in die Bredouille geritten zu haben«, kommentierte er, »erschießt seine Verlobte. Aber die Amerikaner haben die Sache unter den Teppich gekehrt. Der hat Glück.«

»Aber er hat sie nicht erschossen. Es war ein Unfall. Sagen sie.«

»Woher willst *du* das wissen? Ich wette, er hat es getan. Vielleicht hatte sie etwas mit einem der jungen Männer im Haus, und er war eifersüchtig. Sehr temperamentvoll, diese Griechen. Außerdem, wen kümmert's?«

Kapitel 1

ALS DER ZUG aus dem großen, hallenden Gewölbe des Zürcher Hauptbahnhofs glitt und mehr und mehr Fahrt aufnahm, während er am Seeufer entlang Richtung Osten fuhr, wusste Professor Adler, dass es nun keine Rückkehr mehr gab. Er war eine Verpflichtung eingegangen, er kehrte zurück. Solange der Zug in Zürich gestanden war, hätte er, so sagte er sich, aussteigen können. Da war der Bahnsteig, direkt unter dem Fenster seines Schlafwagens, da war sogar ein Gepäckträger, der erwartungsvoll auf die zwei großen Koffer blickte, auf den Mantel und Hut, die am Messinghaken gegenüber dem langen, schmalen roten Plüschsitz hingen. Es hätte nur einer winzigen Geste bedurft, oder bloß eines Lächelns, und der Mann wäre bei ihm gewesen, hätte sein Gepäck heruntergewuchtet, hätte in der gutturalen Intonation und im singenden Tonfall des Schweizerdeutschen, das Adler so viele Jahre nicht gehört hatte, mit ihm gesprochen. Adler hielt den Blick auf seine Koffer geheftet, und der Drang, den Arm auszustrecken, war sehr stark. Einige konzentrierte Sekunden lang war er sich seiner Wahlfreiheit zutiefst bewusst. Dann, in dem Augenblick, als die zunehmende Spannung beinahe unerträglich wurde, tat der Zug einen Ruck und begann sich zu bewegen. Adler setzte sich wieder. Er war allein in seinem Abteil, ein für zwei Personen bestimmtes der zweiten Klasse, aber der Zug war nicht voll, und er hatte es für sich allein gehabt, seit er in Paris zugestiegen war. Es war noch nicht lange her, seit man den Langstrecken-Eisenbahnverkehr nach Mitteleuropa wiederauf-

genommen hatte, und es waren nicht viele Menschen auf Reisen.

Adler saß am Fenster und sah hinaus auf das flache Ufer des Zürichsees, dann, als es zurückwich, auf die von Apfelbäumen gesprenkelten Wiesen und die schmucken Bauernhäuser mit den Giebeldächern, die mit zunehmender Geschwindigkeit vorüberglitten. Die Koffer lagen noch in der Gepäckablage über seinem Kopf. Sein Gefühl der Freiheit, tun zu können, was er wollte, und die Enge in der Brust, die er dabei verspürt hatte, waren verschwunden. Stattdessen kam er sich vor wie ein Automat, eine Maschine, vor langer Zeit konditioniert, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten, bestimmte Instruktionen zu befolgen, und die das nun mechanisch tat, genau nach Plan. Dabei war sein Geist vollkommen klar und fähig, darüber nachzudenken, zu behaupten, dass er stets sein eigener Herr gewesen sei und es immer noch war.

Er hätte natürlich in Zürich aussteigen können. Es wäre absolut plausibel für ihn gewesen, die lange Reise von Amerika unternommen zu haben, um dorthin zu gelangen. Er hätte einen angesehenen Kollegen aufsuchen können, mit dem er über ihrer beider unterschiedliche Methoden korrespondiert hatte, die Struktur bestimmter Moleküle in gewissen Hormonzellen zu untersuchen. Es hätte allen Beteiligten eingeleuchtet, dass er mit Professor Schmidt in Person zu diskutieren wünschte und dessen Arbeit im Labor gerne aus erster Hand beobachten wollte. Falls seine Frau zufällig jemandem erzählt hatte, er sei auf dem Weg zurück nach Wien, dann wäre es klar gewesen, dass sie seine Pläne missverstanden oder absichtlich falsch dargestellt hatte. Ihre engsten Bekannten wussten, dass Melanie und er kaum ein

Wort miteinander wechselten und dass sie erbittert gegen seine Abreise gewesen war. Also, wenn sie ihn bei ihren Freunden angeschwärzt hatte – verrückt, unverantwortlich, sentimental hatte sie ihn genannt –, er habe sie verlassen und sich vorgenommen, in das »miese kleine Land zurückzugehen, das uns hinausgeworfen hat«, nun, dann konnte er sagen, dass er dort gar nie hingewollt hatte. Er war in die Schweiz gekommen, um Professor Schmidt zu treffen.

Aber nun lag Zürich hinter ihm. Er war nicht ausgestiegen, diese Erklärung seiner Reise war also nicht mehr plausibel. Oder doch? Der Arlberg-Express, in dem er saß, würde erst in Buchs wieder halten, an der Grenze. Aber Buchs lag in der Schweiz, auf der diesseitigen Seite des Rheins, hier nur ein schmaler Fluss, der die Grenze zwischen der Schweiz und Österreich markierte. Wenn er wollte, konnte er in Buchs aussteigen und auf den nächsten Zug zurück nach Zürich warten. Niemand würde es erfahren. Und wenn ja – warum sollte es etwas ausmachen? Er hatte eben intensiv über die chemische Zusammensetzung bestimmter Sekrete nachgegrübelt und es nicht bemerkt, als sie in Zürich eingetroffen waren, und plötzlich war er in Buchs gewesen. Das würde er sagen. Er war ein zerstreuter Professor, die Sorte, die nach der Brille sucht, während sie ihm auf der Nase sitzt. Dann lächelte er über sich selbst. Er war wirklich komisch! Mit wem argumentierte er eigentlich, wen versuchte er zu überzeugen? Er war niemandem für seine Handlungen Rechenschaft schuldig, niemandem auf der Welt. Nicht einmal Melanie. Oder Melanie am allerwenigsten. Sie hatte ihn nie verstanden oder auch nur die leiseste Anstrengung dazu unternommen. Sie hatte keinen Einblick in seine Gefühle und falls doch, hätte sie sie auch nicht beachtet.

Seit ihrer Ankunft in Amerika hatte Melanie sich ein eigenes Leben geschaffen, sie hatte sich als Corsetière, als Korsettmacherin, etabliert und ungeheuren Erfolg damit. Plötzlich hatte die ziemlich nichtssagende, bescheiden wirkende kleine Person, die seine Frau gewesen war, in sich einen erstaunlichen Geschäftssinn entdeckt. Begonnen hatte sie damit, Unterkleidung nach Maß und auf Bestellung zu fertigen, und die Frauen waren ihr zugeströmt, zunächst in das winzige Wohnzimmer ihres kleinen Appartements in einer heruntergekommenen Straße in der Upper West Side, jetzt in ihren eleganten Salon in der Madison Avenue. Zuerst war er ihr sehr dankbar gewesen, hatte sie ihnen doch ihren Start in New York ermöglicht; es hatte sehr lange gedauert, bevor er ein auch nur bescheidenes Gehalt verdiente und eine Anstellung als Assistent in der Pathologie eines von einer jüdischen Stiftung finanzierten Krankenhauses fand.

Das war eine Sache, die ihn vollkommen überraschte – dieser virulente Antisemitismus, der auf so vielen Gebieten des amerikanischen Lebens herrschte, sogar in akademischen, sogar in medizinischen Kreisen. So etwas hatte er kaum in Wien gekannt. Natürlich war er dort immer endemisch gewesen, aber in einer so milden Form, dass man ihn beinahe hatte vergessen können, bis ihn die Bedrohung durch Hitler riesenhaft und erschreckend dräuen ließ. Aber in Amerika war Adler nicht darauf vorbereitet gewesen, dort war er einem, obwohl keine Gefahr der physischen Auslöschung bestand, allgegenwärtig und auf tückische Weise bewusst, wie unterdrückte Zahnschmerzen, die man nie ganz außer Acht lassen konnte. Doch in Politik und Wirtschaft hatte das keinen Platz, und Melanie florierte ganz ohne Einschränkungen. Allmählich rekrutierte sie ihre

Klientel aus der schickeren und schließlich aus der exklusivsten Gesellschaft und behandelte Frauen, deren Namen Sterne im Katalog der Prominenz waren, mit unverfrorener Vertraulichkeit. Sie luden sie natürlich nicht zum Dinner ein, aber Melanie holte sich ihre Genugtuung, indem sie sie in ihrem Salon ungeniert demütigte, vor allem die nicht mehr ganz Jungen und nicht besonders Schlanken, also die meisten ihrer Kundinnen.

»Bitte ziehen Sie sich vollständig aus, Mrs. Waterhouse. Ich kann Ihnen keine Unterkleidung anfertigen, wenn ich nicht sehe, worauf ich aufbauen muss. Ja, alles bitte, auch den Slip und den BH – was für ein schrecklicher BH! Kein Wunder, dass Sie aussehen, als hätten Sie ein Kissen vor der Brust! So! Das ist besser. Den Körper muss ich studieren.« Und die arme Frau stand da in ihrer Nacktheit, zitterte trotz der selbst im Winter tropischen Temperatur im Raum, während Melanie um sie herumging, sie musterte und abfällige Kommentare von sich gab. »Nicht unbedingt eine Venus, hm, Mrs. W.? Aber nun ja, wir können nicht alle Strandschönheiten sein, wenn wir schon ein bisschen in die Jahre kommen. Deswegen kommen Sie ja auch zu mir, nicht wahr? Wären Sie straff und schlank, würden Sie mich ja nicht brauchen. Mit Ihren kleinen Defekten verdiene ich mir Speis und Trank, also kann ich wohl nichts daran aussetzen, oder? Es ist meine Aufgabe, das in Ordnung zu bringen, das erwartet man von mir. Und Mr. W. ist ja auch kein Adonis, nehme ich an, also warum sollte gerade er sich aufregen? Die linke Hüfte ist ein wenig breiter als die rechte, nicht? Und die linke Brust. Aber das gleichen wir aus, und den Wulst da über der Taille zaubern wir weg. So, die Maße nehme ich jetzt selbst, los geht's. Wir wollen ja keine unnöti-

gen neugierigen Blicke, oder? Und ich nehme auch alle Anproben vor, meine Assistentinnen arbeiten nur am Wäschestück selbst. So. Erste Anprobe heute in einer Woche.« Und dann nannte sie irgendeinen astronomisch hohen Betrag, und die Kundin protestierte: »Wirklich, Mrs. Adler, man hat mir ja gesagt, dass Sie teuer sind, aber es hieß ...«

»Tut mir leid, Mrs. Waterhouse, aber bei Ihnen ist das ein ganz anderer Fall. Natürlich, falls Sie das Vorhaben aufgeben wollen – ich dränge mich nie jemandem auf, auch wenn ich ihn bereits genau studiert habe.«

Nachdem die Tortur überstanden ist, wird also der Auftrag erteilt, und drei Wochen später strahlt Mrs. Waterhouse vor Entzücken. Sie fühlt sich so wohl, ihr Couturier gratuliert ihr zu ihrer Figur, die Kleider gleiten förmlich über ihren Körper, und sie bewegt sich mit einer nie erträumten Leichtigkeit. Also erhält das nächste halbe Dutzend Kundinnen den Rat, diese »schreckliche Person« aufzusuchen, die so himmlische Dessous anfertigt, dass es wert ist, sich den ärgsten Demütigungen zu unterwerfen, um ein Stück zu besitzen.

Das war es, woran Professor Adler sich erinnerte – nicht die Struktur von Hormonzellen –, als der Zug in der Anfahrt auf Buchs langsamer wurde. Eines Tages, in ausgelassener Stimmung, hatte Melanie selbst ihm diese Beschreibung einer typischen Unterredung mit einer ihrer störrischsten Kundinnen geliefert. Damals, als sie ihm davon erzählte, hatte es ihn abgestoßen; es war vielleicht nicht die Situation selbst, die ihn anekelte – er hätte sie ja komisch finden können –, aber die Genugtuung auf dem Gesicht seiner Frau, während sie sie beschrieb. Melanie verdiente sehr viel Geld, umso besser für sie, wenn sie für ihre hervorra-

gende Arbeit einen guten Preis fordern konnte. Aber wenn sie sich an der Demütigung ihrer Kundinnen weidete, demütigte sie auch ihn. Ein Nerv moralischer Überempfindlichkeit in ihm revoltierte gegen dieses Benehmen, gegen sie selbst. Es war ihm bewusst geworden, dass der zunehmende Luxus ihrer Umgebung, ihre Möbel, ihre Speisen, die Kleider seiner Frau und seiner Töchter, mit Geld bezahlt war, das auf solche Weise verdient wurde. Sicherlich musste sein eigener Beitrag zu ihrem Lebensstil proportional immer geringer geworden sein.

Lange Zeit hatte er kaum etwas wahrgenommen, so versunken in seine Arbeit war er und stets gleichbleibend in seinen Angewohnheiten. Erst als Melanie vorgeschlagen hatte, eine Wohnung in einem der neuen luxuriösen, eben gebauten Wohnblocks zu kaufen, und er überrascht in aller Unschuld protestiert hatte, das könnten sie sich doch sicherlich nicht leisten, waren seine Augen endgültig, brutal, geöffnet worden. Er schob den Gedanken an die Szene beiseite. Melanie hatte ihn äußerst giftig attackiert. Natürlich konnten sie es sich leisten, aber nicht dank ihm. Sie könne nicht fassen, dass er nicht gewusst haben sollte, wie viel sie verdiente. Glaubte er etwa, sie hätten die letzten Jahre von seinem lächerlichen Gehalt gelebt? Hatte er etwa jemals den leisesten Versuch unternommen, eine Erhöhung zu bekommen? Vielleicht hatte er es getan und sich geschämt, abgewiesen worden zu sein? Sie müsse annehmen, dass er eben nicht mehr wert sei. In diesem Land, hatte sie gesagt, ist Versagen Versagen und Erfolg Erfolg, und für beides gibt es einen guten Grund. Man habe sich nur selbst zu danken oder die Schuld zu geben. Er könne seinem Glückstern danken, dass er ihr Mann und der Vater ihrer Töchter

sei, oder er würde wohl immer noch in diesem stinkenden Loch, wo sie angefangen hatten, über seinen Notizbüchern brüten.

Daran war nichts Wahres. Als er seine Stelle am Krankenhaus erhalten hatte, waren sie in eine ganz anständige Wohnung gezogen, klein, aber angemessen. Natürlich in einem nicht besonders vornehmen Bezirk. Das war ihm egal, ihr ebenso, hatte er geglaubt. Dann hatte sie ihr Geschäft zu vergrößern begonnen, und ihr Beitrag zum Familieneinkommen war sehr willkommen gewesen, vor allem für die Schule der kleinen Mädchen. Aber jetzt? Die Mädchen waren erwachsen und schlugen sich ganz auf die Seite ihrer Mutter. Sie waren smart, geschäftstüchtig, liebten das Geld und wollten sich um jeden Preis amüsieren. Sie hatten einen Job und einen Freund. Die eine arbeitete in einem Kaufhaus, die andere in einem Reisebüro. Sie sprachen kein Deutsch mehr, obwohl er sicher war, dass sie es verstanden – wie sonst, Melanie und er verwendeten es ja zuhause immer noch. Er selbst, vermutete er, hatte seinen Wiener Akzent im Englischen nie verloren, aber Melanie hatte sich bewusst eine amerikanische Stimme und Intonation zugelegt. Durch schiere Übertreibung war es ihr gelungen, alle vokalen Spuren ihrer Herkunft zu löschen, außer für das empfindlichste Ohr. Immer noch erkannte er ihre Stimme kaum, wenn er sie am Telefon oder im Nebenzimmer hörte.

Und trotzdem hatte Melanie ihn, als er ihr seine Rückkehr nach Österreich ankündigte, angegriffen, als wäre sie vom Verlust ihrer einzigen Unterstützung, ihres einzigen Schutzes bedroht. Es hatte Szene um Szene gegeben. Warum verließ er sie? War sie ihm nicht eine gute Frau gewesen – treu, loyal und fleißig? Was warf er ihr vor, wenn er sie jetzt

verlassen, nach mehr als zwanzig Jahren ihre Ehe zerstören wollte?

Zuerst hatte er argumentiert, er habe nicht den Wunsch, sie zu verlassen, er wolle bloß nachhause. Ob sie nicht mitkommen wolle? Oder versprechen, ihm zu folgen, sobald er wieder etabliert war? Dieser Vorschlag hatte sie noch wütender gemacht. Das überraschte ihn nicht.

Während er durch das Fenster hinaussah auf die Wiesen und die Apfelbäume, die schmucken Dörfer und verstreuten Bauernhöfe, erinnerte er sich an das alles und gestand sich ein, dass sein Vorschlag unaufrichtig gewesen war. Sie hätte niemals das Leben aufgegeben, dem sie sich mit so viel Begeisterung in die Arme geworfen hatte, ihren finanziellen Erfolg, ihre Unabhängigkeit. Und er hatte nicht wirklich gewollt, dass sie mitkam. Sie wäre unglücklich gewesen, hätte sie wieder in Wien leben müssen. Er hatte keine Ahnung, ob er nicht selbst unglücklich sein würde. Er wusste nicht, wie es sein, wie er sich einfügen würde. Melanie war sicher, er würde alle seine Illusionen verlieren. Vielleicht hatte sie recht. Doch der Drang zu gehen war unwiderstehlich gewesen, und dann hatte er gemeint, dass sie die Scheidung einreichen solle, und diesen Vorschlag in gutem Glauben gemacht. Aber das hatte sie noch zorniger werden lassen – falls das überhaupt möglich war – als sein Angebot, sie mitzunehmen. Sie hatte panische Angst vor einer Scheidung, allein die Vorstellung erbitterte sie. Es schien, als wären unter dem Lack ihrer Emanzipation, trotz all der Beispiele, die sie um sich sah, die alten, atavistischen Prinzipien ihres Glaubens und ihrer Tradition tief verwurzelt geblieben: Sie war seine Frau. Sie würde sich nicht abschütteln lassen – so sah sie

das –, nicht einmal wenn sie es war, die das Abschütteln unternahm. Und dann hatte sie sich in lächerlichen Anschuldigungen ergangen. Geh doch, wenn du schon musst, hatte sie ihn angeschrien, und such dir irgendein dummes, feixendes kleines Luder, jünger und hübscher als ich, die sich jahrelang abgerackert hat, um den Haushalt zusammenzuhalten und deine Kinder großzuziehen – irgendein anschniegsames, sinnliches Ding, das deine schwächer werdenden Gelüste wieder anstachelt – aber ich Sorge dafür, dass du sie nicht heiratest, nicht solange ich lebe, die Schlampe!

Nun, das war es gewesen. Alles sehr würdelos, schäbig und ganz und gar lächerlich. Der Gedanke, sein Liebesleben aufzufrischen, war ihm niemals gekommen.

Der Zug wurde langsamer. Professor Adler riss sich los von seinem obsessiven Sinnieren und sah wieder, was vor seinen Augen lag. Buchs. Er trat auf den Gang und schob das Fenster herunter, um hinauszusehen. Früher war der Zug hier wegen der Zollformalitäten endlos gestanden. Er erinnerte sich an Ferien, die er als kleiner Junge mit seinen Eltern in Luzern verbracht hatte. Was für eine lange Reise das gewesen war, und wie gelangweilt und ungeduldig er sich fühlte, wenn sie an diesem faden kleinen Bahnhof hielten, wo außer den Blumenkisten mit den roten Geranien an den Fenstern des Bahnhofsvorstands nichts zu sehen gewesen war. Er lehnte sich hinaus und reckte den Hals, um zu schauen, ob noch welche da waren, aber sein Waggon stand ziemlich weit hinten am Bahnsteig, und es dämmerte. Er konnte nichts erkennen. Es kam ihm nicht in den Sinn, dass er erst vor einer kleinen Weile geschwankt hatte, ob er den Zug vor dem Grenzübertritt hier verlassen sollte oder nicht. Dann plötzlich, bevor er Zeit hatte, sich daran zu erinnern,

fuhr der Zug wieder an. Er war kaum fünf Minuten stehen geblieben.

In wenigen Augenblicken hatten sie den schmalen Fluss überquert und näherten sich den Bergen. Und beinahe ebenso jäh und unberechenbar brandete über Kuno Adler die Welle eines unbenennbaren Gefühls. Angst? Aber wovor? Es fühlte sich an wie eine physische Krankheit, eine mentale Finsternis. Jetzt war er kein Automat: Er war ein Tier, angespannt, argwöhnisch, aufgeladen mit Gefühl, jeder Vernunft entblößt. Er hörte Schritte den engen Gang entlangkommen und eine Stimme nebenan: »Österreichische Passkontrolle!« Eine Minute später wurden die Worte vor seinem eigenen Abteil wiederholt.

Während er die Hand in die Brusttasche steckte, um den Pass herauszuholen, betrachtete er den Mann in der Türöffnung. Jung, glattes Gesicht unter der runden Schirmmütze, eine kurze, gerade Nase, ein ziemlich feiner Mund mit roten Lippen unter einem bleistiftdünnen Schnurrbart. Graue Augen, lächelnd. Ein gutaussehender Bursche. Aber es war die Stimme, die Tonfärbung, die einen Nerv irgendwo in Kuno Adlers Hals traf; nein, unterhalb des Halses, wo Atem und Nahrung in die Tiefen des Körpers hinabgleiten, ein nicht vom Willen beeinflusster, unkontrollierbarer Nerv, wahrscheinlich im Solarplexus. Es war die Art dieser Stimme, dieses Akzents, weich und doch rau, einschmeichelnd und leicht vulgär, fühlbar für das Ohr wie eine bestimmte Art Stein für die Berührung – Bimsstein, grobkörnig, schwammartig und an der Oberfläche ein wenig ölig – eine österreichische Stimme. »Österreichische Passkontrolle!«

Kuno Adler reichte ihm seinen Pass, seinen amerikanischen Pass, mit einem Gefühl des Trotzes, als wolle er ihn

auffordern, dessen Echtheit anzuzweifeln. Der Mann blätterte ihn durch, sah eine unerträglich lang scheinende Zeit, vielleicht zwanzig Sekunden, auf das Foto und auf Adler, legte den Kopf schräg, um ihn aus allen Blickwinkeln zu betrachten. Ist ja gut, ist ja gut, dachte Adler, natürlich kann er sehen, dass ich Jude bin, ein Flüchtling. Na und?

»Sie kommen zurück?«, fragte der Mann, klappte den Pass zu und überreichte ihn ihm.

Adler hatte eigentlich alle Fragen auf Englisch beantworten wollen. Aber irgendwie konnte er es nicht. »Ja«, erwiderte er, und im selben leisen Deutsch: »Ich komme zurück.«

»Alles Gute!«, sagte der Mann und lächelte, während er rückwärts aus der Tür trat.

Was meinte er damit? War es ironisch gemeint? War es eine Warnung? Es hatte nicht so gewirkt, es hatte nur freundlich geklungen. Ich muss mich hüten, dachte Adler, so überempfindlich zu sein, so misstrauisch – darf allerdings auch nicht vertrauensselig sein –, muss mich vorsichtig vorwärtstasten. Es wird nicht leicht sein, schwieriger vielleicht, als ich vorausgesehen habe.

Der Mann vom Zoll folgte. Er sah zu den Koffern hinauf. »Nur Ihre persönlichen Sachen? Kein Tee oder Kaffee?«

»Kein Tee oder Kaffee«, wiederholte Adler, und der Mann ging weiter und schloss die Abteiltür.

Es war jetzt ganz dunkel. Adler presste sein Gesicht an die Fensterscheibe. Die Berge draußen waren so hoch und so nahe, dass nichts zu erkennen war als Schwärze mit verstreuten winzigen Lichtpunkten aus den Fenstern abgelegener Höfe auf den Hängen; man musste den Hals recken, um den schwachen Schimmer des Himmels über den Felsgipfeln wahrzunehmen. Adler drehte das Licht an und bat

den Schaffner, sein Bett zu machen, während er auf dem Gang stand. Er hatte vergessen, zum Abendessen in den Speisewagen zu gehen, hatte das Glockenzeichen nicht beachtet, gebannt von der Erinnerung an die Szenen, die er hinter sich gelassen hatte. Es war ihm egal, er war nicht wirklich hungrig, aber er kaute ein wenig Schokolade: Schweizer Schokolade, der alten Zeiten wegen gekauft.

Er legte sich ins Bett und versuchte in seiner Phantasie mit dem Land außerhalb des kleinen, dahinrollenden gepolsterten Behältnisses aus poliertem Holz, in dem er lag, Verbindung aufzunehmen. Das Bundesland Vorarlberg, bald der lange Arlbergtunnel, dann Tirol. Magische Namen! Doch er hatte die Gegend nicht gut gekannt, und alles, was er sich vor seinem inneren Auge verbildlichen konnte, war eine Landkarte, die Landkarte, die im Klassenzimmer seiner ersten Schule hing. Eine Weile lang konzentrierte sich seine Vorstellungskraft auf diese Karte: Der Umriss war ungefähr rautenförmig gewesen. Der oberste Punkt war am deutlichsten betont, er überragte ein eingebettetes, auf einer Spitze ruhendes Rechteck – das Königreich Böhmen. Die Ostseite war abgerundet und amorph, die südliche unregelmäßig und gezackt, und die gesamte Fläche war in verschiedenartig geformte Teile in unterschiedlichen Größen und Farben aufgeteilt, wie ein Flickenteppich.

Er konnte sich an die Formel erinnern, die sie beschrieb: die im Reichstag vertretenen Königreiche und Länder; das im Verlauf der Jahrhunderte durch das Haus Habsburg ererbte oder durch Heirat erworbene Patrimonium. In der östlichen Hälfte der Landkarte lag die größte, rundeste gleichfarbige Fläche, eingerahmt durch zwei nach innen gebogene Zangenbacken: das Königreich Ungarn.

Seltsam, sagte er sich, wie diese frühen Erinnerungen andauern und von späteren Erfahrungen unberührt bleiben. Er hatte doch kaum die Volksschule verlassen, als die österreichisch-ungarische Monarchie zu bestehen aufgehört hatte, als diese Landkarte ausgelöscht und mit anderen Umrissen neu gezeichnet worden war. Er kannte natürlich die neue Karte, aber sie hatte in seinem Geist nie einen visuellen Eindruck hinterlassen, während die andere, obsolet, bevor er noch ins Erwachsenenalter eingetreten war, unauslöschlich in sein Gedächtnis eingeprägt blieb